



## Hippie Glamour?

von Isabella Lüderwaldt

Ich habe mir immer sehr viel auf meine jugendliche, politische Aufmüpfigkeit eingebildet. Ja, ich bin sehr politisch, jedenfalls so sehr, dass ich mich regelmässig in unangenehme Diskussionen verwickle. Ich bin eine ganz grosse Rebellin, die sich am liebsten an Bäume binden und von der Polizei eins auf die Fresse bekommen würde. Das Blöde ist nur, dass ich in einer Zeit lebe, in welcher Rebellion für die Jugend wahnsinnig schwer, ja sogar fast unmöglich ist. Wenn man direkt als „Rebell“ erkannt werden möchte, muss man schon sehr, sehr abgefickt aussehen, was sich mitunter als extrem anstrengend gestalten kann. In 68er Hippiezeiten war das in meiner Vorstellung vieceel einfacher. Man hat sich die Haare lang wachsen lassen, Batikklamotten getragen und vielleicht etwas promiskuitiver gelebt, und zack wurde man vom spiessigen Feindbild als „Rebell“ identifiziert.

Und was ist davon übrig geblieben? Schau ich meine Eltern an, ziehe ich eine relativ traurige Bilanz – gesetzt, zufrieden, müde, satt.

Wie es in „Die fetten Jahre sind vorbei“ so schön gesagt wurde: Alles, was früher einmal revolutionär war, kannst du heute im Laden kaufen. Che Guevara T-Shirts? Kein Problem. Eine Bong? Easy. Und über lange Haare mokiert

sich schon längst keiner mehr. Im Gegenteil. In Zeitschriften redet man schon seit Jahren vom unverzichtbaren Boho-Trend, eine sehr glamouröse, teure Version des 68er Hippie Looks. Selbst Street-Style-Läden wie Urban Outfitters sind voll davon, und die Preise sind mehr als stolz. Von revolutionärer Gammelmode ist also längst nicht mehr zu sprechen.

Zurzeit ist Sommer, eine Jahreszeit, welche in meiner Gegend meistens mit einer Menge illegaler Techno Open Airs einhergeht. Nach zwei Jahren der kompletten Ablehnung, liess ich mich von meiner Freundin belabern, mir das Ganze zumindest mal anzuschauen. Es wäre gelogen zu behaupten, ich wäre komplett vom Edel-Hippie-Dasein gefeit, Schmuck und ein entsprechender Haarschnitt zeugen davon, aber nichts im Vergleich zu dem, was sich auf sommerlichen Festivals tummelt. Modepüppchen mit geflochtenen Blumenkränzen und Batikoberteilen, die mehr als gestylt aussehen. Anscheinend fühlen sie sich unwahrscheinlich frei, doch die Freiheit ist für'n Arsch. Kann man von Freiheit sprechen, wenn man 130 Euro Eintritt bezahlt hat? Kann man von Freiheit sprechen, wenn man sich so anzieht, wie vor 40 Jahren (nur in teurer) und ab und zu einen Joint

raucht? Natürlich war das eine coole Zeit, und ich hätte es vermutlich auch einfacher gehabt, doch ständig in der Wiederverwertung (sei es nur die modische) von damals zu leben, bringt unsere heutigen Konflikte kein Stück weiter, mal ganz abgesehen davon, dass die Retro-Hippie-Mode meistens komplett unpolitisiert ist. Es muss ein neues Hippietum her, mit neuen Symbolen, welche aktuell und nicht abgeschmackt sind. Vielleicht sehen mich mit einem neuen Kodex meine Mitmenschen dann auch endlich als Rebell.

*Isabella Lüderwaldt trinkt Guinness*

### Editorial

Liebe Lyrikerinnen, liebe Lyriker

Wir geben es gerne zu. Wir waren nie Hippies. Unser erster Kontakt mit dieser Spezies waren ein paar glatzköpfige Vollpfosten, die mit Gummikeulen bewaffnet Duracell-Hasen ähnlich durch den Park liefen und zu unsäglichlicher Musik „I want to be a hippie!“ schrien. Natürlich stolperten auch wir per Zufall über Vaters Schallplatte mit verdammt vielen Farben drauf und wurden so mit blumenbekränzten Mädchen und freibaumelnd-behaarten Körperteilen konfrontiert. Es gibt Bilder, die wird man nicht so schnell los. Wenn man sich die 18 vorliegenden Texte so anschaut, dann muss man davon ausgehen, dass das Hippietum auch an unseren Autorinnen und Autoren nicht spurlos vorbeigegangen ist. Da gibt es jene, die ihrer eigenen Hippiezeit nachtrauern. Andere wären gerne dabei gewesen. Und wieder andere penetrieren Elfen. Nun denn, viel Spass bei der Lektüre. Dem Autor des Elfentexts empfehlen wir übrigens unser aktuelles Thema: „Todsünde“.

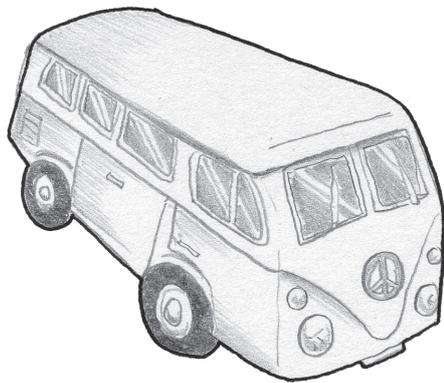
Die Redaktion



## Die letzten Überlebenden

von Sabine Wagenknecht

Camper sind wahrscheinlich die letzten Überlebenden der „Love and Peace“-Bewegung. Mal ehrlich: Hippies und Mobile-Unterkunftsanhänger-Besitzer eint doch das Verlangen auszubrechen aus dem schnöden Alltag, alle Regeln und Konventionen hinter sich zu lassen. Abzuhängen in der freien Natur, am besten noch mit ebenso freiem Sex, ihre Nacktheit lediglich mit Feinripp-Trägerhemd und Shorts bedeckend. Gerne auch mit Batikmuster. Jesuslatschen sind durch Aldiletten ersetzt



worden. Die meisten Frauen haben sich kurz vor der Exkursion in die ausserhäusliche Freiheit beim Friseur eine praktische „Afrolocken-Dauerwelle“ gegönnt. Bei den Herren der Schöpfung wird die (wenn noch vorhandene) Kopfbehaarung wachsen gelassen und mit der Rasur wird geschlampt. Auf dem Weg ins Paradies ist man einer von vielen Gleichgesinnten, wenn sich zwei Wohnwagenhinterherzieher auf der Autobahn tempolimitbefreit überholen - es wird freundlich gehupt. Manchmal schaut einer nicht (dem Ursprung des Wortes gemäss, aus Westafrika - da bedeutet hipi „die Augen öffnen“) genau hin und verursacht einen Unfall. Dadurch im Stau stehende Camper holen die Plastikstühle raus, machen sofort ihre Kühltasche auf und verteilen begeistert den Kartoffelsalat mit kalten „Wienern“. Wie damals in San Francisco, als Hippie-Aktivisten Sup-

penküchen für die Blumenkinder eröffneten. Im „hippen“ Konvoi geht es dann zum ausgesuchten Campingplatz (aus „hipi“ wurde in den 30 Jahren der USA dann „hip“, also angesagt sein). Kaum ist man auf seiner zugewiesenen Parzelle eingetroffen, hagelt es schon Einladungen. Vorwiegend jene Zelter, die vor dem Stau am „Camp“ eingetroffen sind und alles schon aufgebaut haben, laden auf ein Bierchen und zum krebserregend stark vergrillten Kotelett. Immerhin mit Salatbeilage. Wegen

der Natürlichkeit. Anstelle von süssen Haschdämpfen atmet der Camper mit Vorliebe den Rauch von verbranntem Fett und Brandbeschleuniger ein, mit dem er seinen Grill auf Hochtemperaturen treibt. Ganz Mutige nehmen auch Petroleum. Die Nachzügler versichern sich der gegenseitigen Hilfe beim Vordachauseinanderfalten: man hat sich ja schon auf der Autobahn kennengelernt und den Senf geteilt. Zum Bier gibt es dann noch „Kurze“, sozusagen der Ersatz für das LSD der damaligen Hippiezeiten. Je später die Nacht wird, umso hemmungsloser wird das fahrende Volk. Die Musik besteht aus psychedelisch verglöhnten Schlagerarien, ange-trunken unmelodischen Hochrufen auf das erfolgreiche Urinieren in den Topf der Chemietoilette. Dazwischen die spitzen, schrillen Lachsalven der hoffnungslos verschwurbelten Lagerfrauen, die sich mit Pikkolöchen ihre Männer

schön süppeln. Manchmal auch die der Nachbarinnen. Und zuweilen klappt es dann auch mit der freien Liebe, sollte die Kombination Love, Drugs and Florian Silbereisen zusammenpassen im schummerigen Mondlicht. Am nächsten Morgen krabbeln dann alle aus ihren Unterkünften, gehen gemeinsam zum Badehaus und bekämpfen den Kater mit einem zünftigen Frühschoppen-Event. Das Elend der Welt ausserhalb der Platzumzäunung kann am besten im Suff ertragen werden. Bis zur nächsten Grillübereinkunft. Und da...ja da ist der Widerspruch, den Sie mir gerne entgegen halten können: Die wahren Hippies der 1960er Jahre nahmen Drogen, um ihr Bewusstsein zu erweitern! Sie wollten Lösungen finden für die sozialen Probleme, setzten sich persönlich ein. Ohne Tabus, ohne Weltanschauungsgrenzen, ohne Kastendenken. Auch wenn sie scheiterten, haben sie nicht nur einer Generation aufgezeigt, wie es vielleicht sein könnte bei uns auf Erden. Der überzeugte Camper von heute verengt seine Aufnahme-fähigkeit, weil er gar nicht mehr erfahren will. Ausgenommen neue Strassen und Landschaften, die nicht allzu anspruchsvoll sind. Ich mochte Camping noch nie, aber die Blumenkinder von damals waren mir schon immer sympathisch. Denn auszusteigen und gegen Rassismus, Ungerechtigkeit, Krieg und machtpolitischen Wahnsinn zu demonstrieren und zu leben - das erfordert Courage. Genau den Mut, der heutzutage fehlt in der Welt. Also, Camper der Welt: Bier weggestellt, Joints rausgeholt und dann „Hippie-i-ye“, ihr könnt sie noch retten, die Welt. Wenn ihr es wollt...

*Sabine Wagenknecht trinkt den Vin rouge vom Chateau David, Medoc - nur zur Bewusstseinsweiterung.*

## Geplatzte Träume

von Stefan Pölt

Misses Hippi, Blumenmädchen,  
leidet am Burn-out Syndrom,  
schaufelt kaum mehr mit dem Rädchen,  
schwimmt jetzt lieber mit dem Strom.

Will nicht mehr durch jede Mauer,  
mit dem Kopf und vehement,  
kämpft nur noch mit flauer Power  
gegen das Establishment.

Sitzt jetzt in der Chefetage,  
bastelt dort an einem Joint -  
Venture gegen gute Gage,  
der Direktor ist ihr Freund.

Lebt zurzeit in der Kommune  
mit dem meisten Steuergeld,  
schmeisst im Sommer ab und zu 'ne  
Party - Motto: ‚Hippiewelt‘.

Misses Hippi, 68,  
San Francisco kennt sie nur  
vom Hotel, der Zeitstress rächt sich,  
von Entspannung keine Spur.

Hat genug von den Intrigen,  
möchte noch mal zwanzig sein.  
Gestern ist sie ausgestiegen -  
aus dem Zug in Köln am Rhein.

*Stefan Pölt trinkt Apfelkorn*



## Kurz vor Woodstock

von Silvia Friedrich

„Das Chaos sei willkommen, die Ordnung hat versagt.“ Welch dummer Spruch, dachte ich. Ob sie alle eigentlich wussten, was sie da plapperten? Mir war es zu dämlich, mich gegen die Ordnung aufzulehnen, nur weil es die Ordnung war. Und weil es so schick erschien, den Abgeklärten zu spielen. Sie waren so leicht durchschaubar und dennoch hatten sie eine Kraft, die sich merkbar potenzierte. In unserer unbedeutenden Schule, in unserer Stadt, in diesem ganzen Land, das sich bescheiden und demütig Bundesrepublik nannte und nicht mehr Grossdeutschland. Und wenn es sich schon bescheiden und demütig verhielt, was um Himmels Willen wollten dann diese satten Schüler und Studenten nur, fragte sich so manch alter Mensch. Alles war vorhanden, materiell und auch sonst, und vor allem lebten alle im freien Teil dieses zerhackten Landes. Warum dann diese Anarchieschübe? Dachten die, die den Krieg durchgemacht hatten und den Aufbau bewerkstelligten. Dachten die, die nun endlich ausruhen wollten nach all dem Chaos der Jahre zuvor. Und nun das!

Ich war weder für die einen noch für die anderen. Ich war dazwischen und wollte meine Ruhe haben. Ich stand als Beobachter am Rande des Geschehens und sah ihnen zu, wie sie Revolution machten. Zuhause wäre die Revolution ziemlich schmerzhaft verlaufen. Die Arbeiterväter in unserem Dorf schlugen scheinbar eher zu, als bürgerliche Erzeuger. Von den Arbeiterkindern machte keiner Revolution. Ihnen fehlte das Bewusstsein, sagten die, die es zu wissen glaubten, in den Fernsehsendungen. Was durchaus logisch erschien. Denn erst kam das Fressen, und dann die Moral.

Nach einer Weile zogen alle Schüler los in Richtung einer Jugendkneipe, die um diese Zeit schon geöffnet hatte. Die

Jugendlichen trieben sich nach dem Unterricht oft dort herum. Ich war nie dabei gewesen. Wenn ich an dem Laden vorbeikam, um zur Bushaltestelle zu gelangen, hörte ich die laute Musik. Öffnete grade einer die Klapptür, sah man in ein dunkles Loch, aus dem es nach Bier und Rauch stank. Im Vorbeihuschen nahm ich die Klänge mit, die herauswaberten. Und wann immer man dort entlang musste, schlug einem Jimi Hendrix' Stimme entgegen. Diesmal krachte „Purple Haze“ von „The Jimi-Hendrix-Experience“ aus dem Laden in die Strasse. Schwer klebte der schwarze Blues an den Klamotten. Niemand konnte die Musik abschütteln, geschweige denn wieder aus dem Kopf bekommen.

Die Schüler drängten alle in das Loch, magisch angezogen, wie eine Horde übergrosser Lemminge.

„Komm doch mit“, rief ausgerechnet Carmen mir zu. Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte auch ein wenig Angst, in so einen Schuppen zu gehen. Wer weiss, was sie alle darin machten, und Geld hatte ich auch keines. Jörg guckte noch einmal aus der Tür: „„Kommt ihr endlich? Wir wollen noch über etwas diskutieren.“

Aus dem Kabuff erklang Jimis Rauchgesang. Einen Moment nahm es mich gefangen, nur ganz kurz, aber ich blieb innerlich stehen und lauschte. Schleppend und tief der Klang, und irgendwas in der Seele wurde berührt, was man nicht in Worte fassen konnte. Wenn mich auch die Euphorie um diesen genialen Gitarristen noch nicht erreicht hatte, so liess mich sein „Hey Joe“ doch nicht so ganz kalt. Hey Joe. Hey Sandra! Der Gitarrensound legte sich wie eine Steppdecke um meine Schultern, hüllte mich ein, und ich wehrte mich. Zu warm, zu laut, zu viel von allem. Hey Joe... Hypnotischer Klang. Irgendwas flüsterte mir ins Ohr: Gib auf, gib nach.

Hey Sandra-Joe, lass dich treiben. Ich riss mich los, um wach zu bleiben.

Carmen war in dem Loch verschwunden. Noch einmal drangen Nebelschwaden hervor. Ein süsser Geruch. Unbekannt und fremd. Dann klappte die Tür zu, und die letzten Noten versickerten in den Gullis der Kleinstadt. Wieder ging ich alleine zu der Strasse, wo der Bus fahren sollte. Ich überlegte, was „Purple Haze“ wohl heissen mochte, und um wen es sich bei diesem Joe eigentlich handelte.

*Silvia Friedrich trinkt  
Märkischer Landmann*



## Der Unterschied

von Dorothea Möller

Die Sechziger – Befreiung von alten Wertvorstellungen, Woodstock, lange Haare, blumen-bemalte VW-Bullis mit Friedensbotschaften. Worte wie Blumenkinder, Hippies und Gammler prägen das Sprachbild.

Damals war ich kurz vor der Einschulung und schnappte von meinem wertgeprägt erzogenen Vater einige Begriffe auf, mit denen ich so gar nichts anfangen konnte. Fragen dazu beantwortete er mir nur selten, oder sagte schlicht: „Dazu bist du noch zu klein!“ Ein anderes Mal erhielt ich die Antwort: „Das verstehst du noch nicht, später, wenn du in der Schule bist, erfährst du mehr darüber.“ Damit musste ich mich zufrieden geben. Warum mein Vater auf den langhaarigen Nachbarsjungen schimpfte, der keinen Wehrdienst leisten wollte, verstand ich damals nicht wirklich. Er bastelte an seinem bunt bemalten Auto herum und hörte laute Musik von den Beatles oder Joe Cocker, wie ich heute weiss. Dass er dabei die ganze Nachbarschaft beschallte, und die nicht über diese „Hippiemusik“, wie sie es nannten, erfreut war, kann ich heute einigermaßen nachvollziehen.

Meine Mutter war für die damalige Zeit wesentlich toleranter. Sie war einige Jahre jünger als mein Vater und reagierte auf meine Fragen entspannter. Sie versuchte mir jedenfalls objektiv zu erklären, was ich wissen wollte. „Ein Hippie trägt lange Haare, ist für Frieden und Gerechtigkeit. Besonders in anderen Ländern wie Amerika gehen viele Menschen auf die Strasse und wehren sich mit Sprüchen gegen Anordnungen ihrer Regierung, das hat mit Politik zu tun.“ Naja, wehren sollte ich mich auf dem Spielplatz auch, wenn mir jemand z.B. etwas wegnehmen wollte. Das Prinzip verstand ich. Einige Zeit später fiel das Wort Gammler. Wie sah der aus? Gab es einen Unterschied? Zaghafte fragte ich meine Mutter. Wieder be-

mühte sie sich, mir auch diese kreative Wortschöpfung aus den Medien zu erläutern. „Ein Gammler ist einem Hippie ähnlich. Sie tragen ebenfalls lange Haare, sie sind angeblich etwas frecher. Wenn ihnen etwas nicht gefällt, werfen sie schon mal mit Steinen. Diese Leute sind nicht dumm, sie warten häufig auf einen Studienplatz und überbrücken die Zeit schon mal mit Nichtstun, was andere Menschen dann wieder stört.“ Einige Tage vor meiner Einschulung waren wir in der Stadt unterwegs, um eine Zuckertüte zu kaufen. Stolz suchte ich eine wunderschöne hellblaue, mit einem Abziehbild aus einem Märchen aus. Auf dem Heimweg gingen wir längere Zeit einem grossen, schlaksigen jungen Mann mit langen Haaren im Ledermantel hinterher. Seine schönen braunen langen Haare faszinierten

mich, so beobachtete ich ihn eine ganze Weile. Ich weiss nicht mehr, welche Gedanken ich mir gemacht habe. Plötzlich fragte ich meine Mutter halblaut, so dass er es unweigerlich hören musste: „Mutti, ist das ein Hippie oder ein Gammler – ich kann den Unterschied nicht sehen!“ Meine Mutter sah mich entsetzt an, wechselte die Gesichtsfarbe, suchte sichtlich fassungslos nach Worten. Indes blieb der junge Mann stehen, drehte sich entgeistert nach hinten um und musterte uns von oben bis unten. Auch ihm schienen die Worte zu fehlen, doch dann ging er kopfschüttelnd weiter. Meine Mutter hatte sich inzwischen wieder gefangen und sagte laut: „Das mein Schatz, ist ein Blumenkind!“

*Dorothea Möller trinkt Krombacher Pils*



## Gedichte

von Didi Costaire

### Flüssig

Chanel, vom Naturell her Hippie,  
macht liebend gern im Mississippi  
mal ganz natürlich Pipi.

Auch Hippos pinkeln ziemlich viel.  
Das Flusspferd tut's jedoch am Nil  
und weniger grazil.



### Retrospektive

Mut zur Farbe, Mut zum Muster –  
schrill und hell statt still und duster.

Maren, Marc und Margarete  
fielen auf wie die Tapete,  
die nicht weiss war, sondern bunt,  
mehr als nur ein Hintergrund.

Rudi Dutschke und Adorno,  
Schulmädchen-Report und Porno,  
Inflation und Ölpreis-Schock,  
Hot Pants, Parka, Minirock.

Lindenberg und Ilja Richter,  
Räucherstäbchen, Streiks und Schlichter.  
Mönchengladbach, Günter Netzer,  
Kreuzberg, erste Hausbesetzer.

Che Guevara, Ho Chi Minh,  
Freie Liebe und Sit-in,  
und der Muff von Achselhaaren  
gegen den von den Talaren.

Auch die Wolle auf dem Haupt  
trug man lang - es war erlaubt,  
sich behaglich hinzuflegeln,  
losgelöst von alten Regeln.

Mutterrolle, Vaterland,  
wurden kaum noch anerkannt.  
Vatermörder, volle Bärte,  
Afri-Cola, Rockkonzerte.

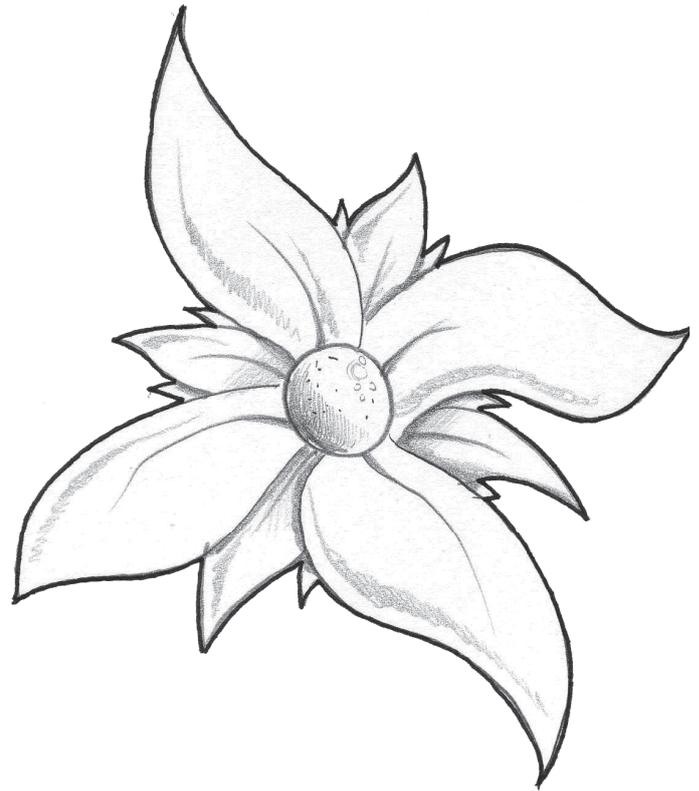
Mut, das Unrecht zu benennen,  
und um Farbe zu bekennen.

*Didi Costaire trinkt Celler Bekenner-Bock*

## Nachts träumt er doch von euch!

von Kathrin Ratsch

„Ich bin für immer deine Mama“, flüsterte sie in sein Ohr. Adrian war gerade eingeschlafen – seine Wärme, sein Atem, sein Gewicht auf ihrem Arm. Sie legte ihn ins Bett und atmete den Augenblick tief ein. Es war einer jener Augenblicke, in dem es schön war, seine Mama zu sein. Schön und einfach. Einer der Augenblicke, der sie dafür belohnte, bei ihm geblieben zu sein, bei ihm und seiner Schwester. Er breitete sich warm in ihrem Bauch aus und verdrängte den kalten Zug all jener Stunden, in denen sie sich dafür hasste, wie sie mit den Kindern umging, in denen sie die Kinder dafür hasste, wie sie mit ihr umgingen und in denen sie Dinge sagte, die sie alle nur immer tiefer in den Abgrund rissen. Ein Abgrund, der auf sie alle wartete, nachts, wenn sie wach lag und sich an ein Stofftier klammern wollte, wenn sie nach Hendrik neben sich tastete und wie schon so lange ins Leere griff. Sie fand nicht mehr Hendriks Hand, der die ihre bei den Geburten gehalten hatte, nicht mehr sein Gesicht, das das ihre blind verstanden hatte – eher einen Stapel Papiere, einen Laptop, ein krankes Kind. Überstunden spät nachts, Platz schaffen für ihre fiebernde Tochter, aufstehen, gute Laune



für ihren Sohn, Helfer um mehr Hilfe anbetteln, Kindergarten, Arbeit, Kinder abholen, Moralpredigt von den Helfern, nach Hause ins Chaos, Essen herbeizaubern, Ruhe schaffen, putzen, arbeiten bis spät nachts... Das, was von ihr nach Hendriks Abreise übriggeblieben war, war zu einem kleinen Klumpen geschrumpft, der ihr drückend im Magen lag, den sie manchmal ausspeien wollte, nicht mehr übrigbleiben, leer sein, nur funktionieren. Der Klumpen sprühte Funken, die vor allem die Kinder trafen, wenn sie sich über sie beschwerten, nach dem Vater verlangten. Sollte sie ihnen erzählen, dass er oft von ihnen träumte? Ihnen ein Bild zeigen, das ihn, mittlerweile langhaarig, vor einer Hütte auf Goa zeigte, wo er Blütenbänder an Touristen verkaufte? Von dem Vater, der nicht, wie versprochen, nach einer Monat Auszeit wieder zurückgekehrt war? Der nur nach Spuren seiner eigenen Eltern hatte suchen wollen, jetzt,

wo er selbst Vater war? Sollte sie ihnen sagen, dass ihr Vater sich selbst gefunden hatte – seine Familie dabei aber mehr und mehr verlor...?

Die Wärme in ihrem Bauch wollte sich zurückziehen, in den Klumpen verschwinden, zur Glut werden, als Adrian die Augen öffnete und die Arme nach ihr ausstreckte. Sein Vertrauen war noch da, obwohl sie ihn angeschrien hatte. Sie weinte. Der Klumpen schmolz. Die Wärme blieb. Sie lachte, sie hielt ihn im Arm, bis er wieder schlief.

Sie nahm eine Papierblüte aus ihrer Schatulle und steckte sie sich ins Haar. Sie legte buntes Papier und Kinderschere auf den Frühstückstisch. Sie wollte es nochmals versuchen mit den Kindern. Sie würde ihre Mama sein. Jetzt aber anders. Auf ihre Weise, nach Art der Familie.

*Kathrin Ratsch trinkt Guinness*



Gönnerhumpen

## 1, 2, 3 nicht diesen Brei!

von Bernd Daschek

Wir konnten tun und lassen, was wir wollten; unsere Kleine mochte das Zeug nicht! Löffel flogen durch die Luft, und gelang es uns doch einmal, die Pampe in das Mündchen zu bekommen, spie sie es, einem Drachen gleich, im hohen Bogen wieder aus.

Gab es Alternativen? Für uns nicht!

Nehmen wir da als Beispiel den grössten Konkurrenten. Der weltweit mächtigste Lebensmittelkonzern ist nicht in der Lage, einfachste lateinische Verben zu konjugieren. Alere, alo, alui, altum – weiss doch jeder! Genauso, dass der Imperativ Plural der konsonantische Konjugation den Stamm mit „i“ erweitert, nicht mit „e“. Ernährt, füttert – heisst dementsprechend alite und nicht alete!

Na, nun, es sind Schweizer. Die können vielleicht Halsbonbons, Uhren oder Schokolade, die einem beim Zubeissen

den Mund verbeult, grammatikalisch korrekten Kleinkinderschlamm jedoch nicht! Falsch konjugierte Babynahrung – unzumutbar für eine humanistisch geprägte Familie!

Und gab es bei denen nicht auch den Verdacht auf gentechnisch veränderte Zutaten?

Genau die Gene, nicht jetzt die der Zutaten, die Gene unserer Tochter werden es ihr ermöglicht haben, mit einem Jahr den Vier-Buchstaben-Schriftzug auf den Gläschen zu erkennen, die ihre Geschmacksnerven peinigten. Unser Sonnenschein wird schlechte Erfahrungen mit „Mediterranem Gemüse mit Auberginen“ gemacht haben. Vielleicht lag es am wertvollen Bio-Rapsöl oder an den natürlichen Omega-3-Fettsäuren? Gut, ich selbst würde das eine eher an Tankstellen vermuten und das andere mit einem Science-Fiction Roman

in Verbindung bringen – was soll da ein Mädchen mit einem Lenz denken, wenn es das liest?

Ihr ererbter Verstand hat es negiert, also musste sie auch überzeugt werden können, dass dieses undefinierbar gelb-orangene Etwas für sie wertvoll ist. Unsere Versuche, mit den strengen Richtlinien des nachhaltigen biologischen Landbaus – ohne künstliche Düngemittel und Spritzmittel – und der deutschen Arbeitsplatzgarantie zu argumentieren, kommentierte unser Engel jedoch eloquent mit: „Brrr!“

Selbst ein längerer Erkenntnisprozess auf grösserer empirischer Basis verleitet sie heute immer noch zur Aussage: Hipp! Ie!

*Bernd Daschek trinkt Läubzer Pils*



# 17 Hippies

von Domenico Vincenzo Gottardi

Ich nuckelte gerade an der Brust meiner Mutter, die am Küchentisch sass und mich in einem verknoteten Tuch um den Hals trug, als mein Vater mit einem Glas in der Hand zur Tür reinkam und es meiner Mutter reichte. Sie trank es in einem Zug aus, schwankte und fiel rücklings vom Stuhl.

„Geiler Stoff!“, hörte ich sie noch röcheln, bevor auch mir schwarz vor Augen wurde und ihre Zitze mir entglitt. Vaters neuestes Derivat war erst in Mutters Hirn und dann direkt in ihre Milch geschossen.

Ich träumte von bunten Tieren und wohlriechenden riesigen Blumen, in denen sich nackte Menschen tummelten, die Gitarre spielten und auf Bongos herumtrommelten. Es kam ein Gewitter auf, und aus tiefschwarzen Wolken regnete es Milch. Auf dem Feld vor dem Haus wuchs blutroter Mohn, davor penetrierte mein Vater eine Elfe und rezitierte aus einem Gedichtband von Allen Ginsberg.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in den Armen einer anderen Frau, die kreuzbeinig auf einer selbstgeknüpften Decke aus Achselhaaren sass und leise *a splendid time is guaranteed for all* vor sich hinsummte. Meine Mutter stand schwankend am Herd, legte Holz nach und rührte in einer seltsam riechenden Kräutersuppe. Vater stopfte sich eine Pfeife, zündete sie an und steckte sie sich in die Nase.

„Blowing in the Grind“, sagte er und lächelte verklärt und kraulte einen Esel, der seinen Kopf zum Fenster hereinstreckte.

Nach und nach kam die Kommune zum Essen zusammen. Eine meiner Schwestern oder Halbschwestern hatte den Tisch gedeckt. Jemand brachte selbstgebackenes frisches Brot. Winnie, der mir später als mein Onkel sowohl mütterlicher- wie väterlicherseits vorgestellt wurde, sprach das Tischgebet.

*Ihr alle, siebzehn an der Zahl  
Geniesst dies erquickende Mahl  
Aber bitte bedenkt und habet Acht  
Dass euch diese Suppe nicht kërre macht!\**

Nach dem Essen ging jeder der Aufgabe nach, die ihm von der Kommune zugewiesen worden war, jedoch für die wenigsten eine grosse Herausforderung darstellte. Mein Vater töpferte Töpfe und tüftelte an neuen Halluzinogenen herum, die er vornehmlich an meiner Mutter ausprobierte.

Winnie schrieb weitere Tischgebete und Gedichte.

Jonas pflanzte Kräuter an, von denen er die eine Hälfte verkaufte oder in die Suppe gab und die andere Hälfte in Rauch auflöste.



Maren knüpfte Decken und gebar Kinder.

Björn komponierte Songs mit so kruden Titeln wie *On the hill, there vomits a walrus* oder *In my brain, there is no sense*, von denen keiner ein Welthit wurde.

Neil, der eigentlich Norbert hiess, sich aber für seinen Namen schämte, fütterte das Vieh.

Gudrun-Agathe, zusammen mit Norbert aus Deutschland angereist, sich für ihren Namen aber seltsamerweise nicht schämend, hatte Neurologie studiert und kümmerte sich naheliegenderweise um alle Belange, die sich aus dem Konsum von Vaters Derivaten ergaben.

Martin tat sich besonders dadurch hervor, dass er für weiteren Nachwuchs sorgte. Trotz seinen Bemühungen löste sich die Kommune aber irgendwann auf.

Meine Eltern blieben auf dem Hof und pflanzten Biogemüse an, das sich gut verkaufte. Mich verschlug es nach London, wo ich mit dem Nachlass von Björn, der sich aus Verzweiflung über sein Scheitern als Komponist in der Scheune erhängt hatte, eine eigene Karriere als Musiker zu starten versuchte. Zusammen mit meiner Schwester oder Halbschwester trat ich als Duo *Two Hippies* auf, das sich aber alsbald in *Fuck the Hippies!* umtaufte.

Denn es war Ende der Siebziger, in London wütete der Punk. Und nach dem Auftritt wurde nicht Kräutersuppe, sondern Bier gereicht. *Cheers!*

*Domenico Vincenzo Gottardi trinkt im Proberaum Appenzöller warm mit Tequila*

*\* Ich fand das Gedicht von Winnie auch nicht so toll. Schmutzdel Schmidi hat später viel bessere geschrieben.*

## Museum

von Harald Jöllinger

Lotst man den Hippie ins Museum.  
Und er lugt.  
Und er lost.  
Und er lungert.  
Und er kauft sich einen Kaffee.  
Und er liest die Bedienungsanleitung  
am Feuerlöscher.  
Und er kauft sich ein Bier.  
Und er lungert.  
Und er lost.  
Und er lugt.  
Und er hinkt heim.  
Und in der WG jauchzt er:  
„Heute, heute war ich im Museum!“

*Harald Jöllinger trinkt Liesinger Bier*



## Mein erster Hippie

von Kristina Wilhelms

*Schallplatte. Kreisrunde und in der Regel schwarze Scheibe, die als analoger Tonträger für Schallsignale dient. Relikt von 1970. LP „Workingman’s Dead“ von Grateful Dead. Rockband aus San Francisco. Eine der ersten Bands des Psychedelic Rock mit annähernd 3.000 Konzerten. Gold und Platin in 19...*

Tom tippt mit dem Finger auf seine Schläfe, so wie er es immer tut, wenn sein implantierter Snap-Chip überflüssige Informationen an sein Gehirn sendet. Er weiss, was eine Schallplatte oder Grateful Dead ist. Er hatte es in Geschichtsbüchern gelesen.

Tom scannt den restlichen Fund. Die fast mumifizierte Leiche trägt eine Kette mit einem kreisrunden Anhänger, der Tom an das Logo des insolventen Automobilherstellers Mercedes erinnert. Von diesen Autos hatte ihm sein Urgrossvater immer erzählt. Das war vor der grossen Pleite. „Nicht jeder konnte erst E-Autos und dann diese schwebenden Dinger machen“, hatte er immer gesagt. „Da war Apple Life schneller.“

Tom kniet sich neben den Toten. Er bittet seinen Assistenten, ihm eine Schutzhülle für die Platte zu geben. „Damit werden wir in die Geschichte eingehen“, sagt er.

Es war immer Toms Traum gewesen, einen echten Hippie auszugraben. Seit 2235, als er seinen Abschluss in Archäologie mit dem Schwerpunkt „Subkulturen Mitte bis spätes 20. und 21. Jahrhundert“ gemacht hatte, war er wie besessen auf der Suche nach seinem ersten Hippie gewesen. Und dann hatte ihn sein Freund Jake aus Los Angeles angerufen, der beim Ausgraben seines Pools im Garten auf den sonderbaren Körper unter der Erde gestossen war. Seit fast schon einer Woche arbeitet Toms Team an der Ausgrabungsstätte. Er tippte in sein ISwipe: *Fund männlich, ca. 1,78 Meter gross, rund 5 Zentimeter kleiner als der Durchschnitt heute. Haut dunkel-*

*braun und fest. Sehr gut erhalten, höchstwahrscheinlich aufgrund des gestiegenen Anteils an synthetischen Konservierungsstoffen in Düngemitteln – Probe im Labor! Hemd mit Blumenmuster. Hose mit weitem Bein. Lange, bis zur Brust reichende, hellblonde Haare, die rechts auf dem Torso liegen.*

Das fasziniert Tom. Echte Menschenhaare hatte er noch nie gesehen. Er kannte sie nur aus Geschichten und Museen. Familien, die kurz vor der Epidemie 2198 noch einige Strähnen retten konnten, hatten sie an Museen und reiche Sammler verkauft.

In den vergangenen Tagen hatte sich Tom bereits ausgemalt, wie er einen Wissenschaftspreis nach dem anderen entgegennehmen würde, formulierte grob Dankesreden – natürlich würde er Jake erwähnen – und rechnete sich schon die Summe aus, für die er die Rechte an einer Verfilmung seiner Geschichte mit dem Titel „Mein erster Hippie“ verkaufen würde. „Noch nie war das einem Wissenschaftler gelungen“, würde es im Trailer heissen.

„Bitte seid vorsichtig!“, Tom und sechs Mitarbeiter bilden einen Kreis um den Toten, gehen in die Hocke und schieben die Hände unter ihn. „1, 2...und los!“ Vorsichtig heben die Männer den

Hippie hoch, der so steif ist wie die Liege, auf der er abtransportiert werden soll.

„Okay, ich werfe noch einen kurzen Blick auf seinen Rücken, dann könnt ihr ihn auf das Trage-Dingsda legen“, sagt Tom und kniet sich unter den schwebenden Langhaar-Menschen aus der Vergangenheit. Mit einem Pinsel streicht er vorsichtig getrocknete Erde vom geblühten Hemd.

„Alles klar, ab dam...“, Tom verstummt, sein Blick wird starr. Noch einmal streicht er mit dem Pinsel über das Hemd. Dann erkennt er alle Buchstaben. Er liest es leise vor: „Karneval 2237 – PEACE!“ Wie auf Kommando rutschen die langen Haare vom Kopf des Hippies und landen sanft im Graben. Eine Perücke.

Tom weiss in diesem Moment nicht, was er absurder findet: Dass er so naiv war? Oder dass sich jemand dieses Jahr an Karneval als Hippie verkleiden und in Jakes Vorgarten unter der Erde landen konnte, mit einer Platte von Grateful Dead in den Händen? Aber das ist jetzt ein Fall für die Polizei.

*Kristina Wilhelms trinkt Lindener Spezial*



## Hippie und der liebe Gott

von Claudia Fahlbusch

Gott (seufzend): „Sieh dich an. Was ist aus dir geworden?“

Hippie (indigniert): „Wie meinst du das?“

Sie sassen im Fumoir der Gaststätte *Zum Letzten Samariter*, und Hippie fragte sich zum wiederholten Male, wie er dort hinein geraten war. Er kam beim besten Willen nicht drauf.

„Du warst eine Kreation, auf die ich ganz besonders stolz war“, sagte Gott, und es sah aus, als würde er mit den Tränen ringen. „Du trugst lange Haare und einen fast ebenso langen Bart, lockere Klamotten, gingst barfuss, hattest Frauengeschichten und hast radikale Ansichten vertreten. Du warst der Albtraum des Establishments. Und jetzt? Sieh dich doch an!“

Hippie sah an sich herunter. Feiner Anzug, Manschetten, Siegelring, teure Uhr, polierte Schuhe.

„Was gefällt dir daran nicht?“

„Du bist so ...“, Gott wusste nicht, wie er sich ausdrücken sollte, „... gewöhnlich geworden. So konventionell. Ein Bünzli!“ Jetzt weinte Gott und schluchzte: „Du fährst einen Mittelklassewagen, hast eine Mikrowelle, eine Lebensversicherung ... und sogar AKTIEN!“ Letzteres sprach Gott mit so viel Abscheu aus, dass man sich fragen konnte, ob die Bibel vielleicht doch nicht Recht hatte. Hippie verstand nicht, warum Gott so aufgebracht war.

„Du hast gesagt, ich soll das Beste aus meinem Leben machen“, sagte er verständnislos und blickte sich verstohlen um. Wenn das hier bloss kein übles Nachspiel hat, dachte er, all die Leute mit ihren Handys, man weiss ja heutzutage nie, und schwupps, schon ist man auf Facebook.

„Wie konnte ich denn ahnen“, und nun wurde Gott laut, „dass du DAS unter dem Besten verstehen würdest?“ Er zupfte an Hippies Massanzug. „EINE BÜRGERLICHE EXISTENZ?!“ Er

fiel regelrecht in sich zusammen, und sein Blick ging ins Leere. „Du warst von mir zu Grösserem berufen, solltest den Planeten revolutionieren, ein neues Bewusstsein vorantreiben und ...“

Hippie fiel ihm ins Wort.

„Man kann keine Revolution führen mit einem Dauerflash in der Birne“, sagte er und blickte vorwurfsvoll auf den Joint in Gotts Hand, der langsam, aber sicher seinem Ende entgegenglimmte. Zeit zu gehen, beschloss Hippie, bevor das hier noch richtig peinlich wird. Die Leute guckten schon. Und Magdalena hatte bestimmt schon das Essen auf dem Herd. Gott tat ihm Leid.

„Weisst du“, sagte er versöhnlich, während er aufstand und Gott auf die eingefallene Schulter klopfte, „du solltest

dich entspannen. Ich finde, man muss mit der Zeit gehen. Dieser Heilandsandalenkram ist doch irgendwie vorbei, wenn du mich fragst. Wenn ich will, dass die Leute auf mich hören, muss ich glaubwürdig wirken, sonst macht das alles keinen Sinn. Mit diesem Weihrauchgroove kommen wir nicht weiter. Ich weiss, was ich tue, du wirst schon sehen.“

Gott tat einen tiefen Schnaufer und starrte betrübt auf sein leeres Glas.

„Wenn du meinst ...“

„Sicher. Machs gut, Paps.“

„Du auch, Sohn“, seufzte Gott resigniert und bestellte noch ein Bier.



## Devolution

von Michael Timoschek



Gestern hat mich mein neunzehnjähriger Sohn angerufen und mir eröffnet, dass die Polizei ihn festgenommen habe. Er hatte nämlich an einer Demonstration gegen die Kriege teilgenommen. Ich habe ihn von der Polizeiwache abgeholt und ihm während der Fahrt nach Hause erzählt, dass auch ich in meiner postpubertären Phase an Demonstrationen teilgenommen habe. Ich habe viele De-

monstrationen durch meine Anwesenheit verstärkt, wenigstens zahlenmässig. Auch wir haben damals demonstriert, gegen den Krieg und für die freie Liebe. Jungs sind nun mal Jungs. Ich habe ihm auch von meinen Drogenerfahrungen erzählt, damals habe ich gerne Marihuana geraucht. Mein Sohn raucht Gras. Ich habe vor langer Zeit mit dieser Unart aufgehört. Heute rauche ich kubanische Zigarren. Castro ist ja wirklich ein grosser Revolutionär, bloss gebracht hat es nicht viel, ausser den Mitgliedern seiner Familie. Ich denke nicht, dass mein Sohn eine Revolution im Sinn hat. Für so etwas kleidet er sich einfach zu modisch. Wenn ich daran denke, was ich damals getragen habe, graust mir. Viel zu weite Hosen, Hemden mit Blumenmotiven oder konzentrischen Kreisen, dazu Stirnbänder, um die fettigen langen Haare zu bändigen höchst grässlich. Ein paar meiner damaligen Mitstreiter sollen ja heute noch in einer solchen Aufmachung auf Kreta herumfliegen, bloss ohne Flugzeug. Mittlerweile trage ich Anzüge aus feinstem

Zwirn. Ich habe meinem Sohn gesagt, dass ich ungemein froh bin, dass er nicht auf die Kraft der Blume setzt, so wie ich damals. Gänzlich falsch ist diese Hoffnung natürlich nicht. Heute verdiene ich sehr viel Geld mit der Herstellung teurer Medikamente, die auf pflanzlichen Rohstoffen basieren. Solange mein Sohn nicht auf die Idee kommt, Blumen in Panzerrohre zu stecken, darf er meinerwegen auf die Kraft der Blume setzen, oder sich einen deformierten Mercedes-Stern um den Hals hängen. Krieg führt mein Sohn keinen, Liebe dagegen macht er schon. Ob er zum Krieg bereit wäre, weiss ich nicht, für die Liebe ist er es jedenfalls. Jungs sind nun mal Jungs. Ich gestehe der Jugend durchaus Flausen im Kopf zu, damals hatte ich solche ja auch in meinem. Solange mein Sohn die, die sich zurzeit in seinem Kopf befinden, loswird, bevor ich mich zur Ruhe setze, ist alles halb so schlimm.

*Michael Timoschek trinkt  
Velkopopovicky Kozel*



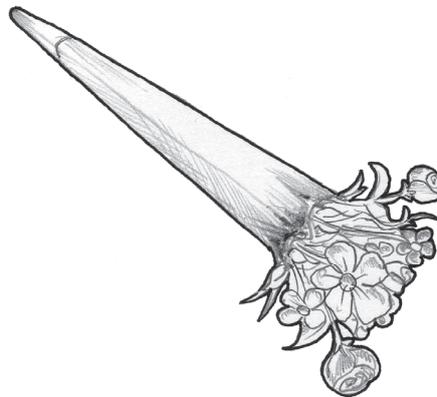
## Woodstock für Anfänger

von **Monika Enders**

Für ihren Einfall fanden sie sich bestens ausgerüstet. Mit ihrem Equipment kauerten sie in zerrissenen Jeans auf Klappstühlen. An ihren Oberkörpern schlabberten blumige Trägertops, und ihre Zehen schabten über das Ende ihrer Latschen hinaus. Fred hatte Rosen aus den Nachbargärten geklaut. Für Blumenkränze. Beim Binden stachen die Dornen in seine Finger. Das Blut färbte den Plastiktisch sowie alles, was er berührte, rot. Zahlreiche Bierdosen säumten das Gelage, und aus einem Lautsprecher krächzte „With a little help from my friends“. Fred bröselte etwas blutgetränktem Tabak auf ein Blättchen und sagte: „Woodstock lebt.“ Er deutete über den Zaun hinweg auf die Tochter von Familie Wegmeier, deren Jeans und neongelbes Top originell zerfetzt aussahen. Sie sass inmitten der spröden Gesellschaft. Einen Ausdruck gekonnter Langeweile im Gesicht. Ihr Schlafzimerblick linste zu ihnen hinüber. Meier zuckte die Achseln. Er griff nach dem Tabak und dem, was er „Grünen Türken“ nannte. „Und – wie geht das jetzt?“ fragte er, weil er keine Ahnung hatte. „Woher soll ich das wissen? Pack das Zeug obendrauf und dreh den Mist zusammen!“ Meier kapierte, und eine Weile hantierten beide stumm mit der Droge. Dann faltete Meier seine Tabakmischung rechteckig zusammen. Da er das Blättchen an der falschen Seite beleckte, wollte es nicht zusammenhaften. Der Glimmstängel erinnerte an einen ausgefransten Blumenstrauss. Damit er nicht auseinander fiel, musste Meier ihn mit den Fingern fixieren. Egal. Geraucht wurde trotzdem. Das Zeug war schliesslich teuer. Er hielt die Kippe fest und fackelte sie an. Das Zigarettenpapier ging zwischen seinen Fingern in Flammen auf. Er schrie und liess das Gebrösel fallen. Es landete auf seinem Schenkel. Dort brannte es ein Loch durch die Jeans in sein Bein. Fred

schüttelte den Kopf. „Hier“, sagte er und reichte ihm seinen Joint. Abwechselnd sog sie den Rauch so tief ein, bis die Glut heiss wurde. Nach jedem Zug stellten sie sich die Frage: „Und – merkst du was?“ Und jedes Mal verneinten sie die Antwort. Sie fanden nur, dass das Bier eine interessante Wirkung entfaltete.

Nachdem der Joint verbraucht war, entschieden sie sich für eine zweite Chance. Schliesslich sollte sie das Haschisch in den Himmel schicken. Diesmal brösel-



te Fred mehr von dem Grünen Türken in die Tabakmischung. Wieder sog sie an dem Glimmstängel und wieder stellten sie die Frage „Und – merkst du was?“ Auch diesmal waren keine Auswirkungen zu verspüren, nur Meier fragte sich, warum sich sein Klappstuhl in einen Plüschsessel verwandelt hatte. Beim dritten Joint überlegte Fred, ob er auf die Frage „Und – merkst du was?“ anbringen sollte, dass rosa Hirsche die Wolken kreuzten, entschied sich jedoch für ein unklares „Nein“. Meier befand sich unterdessen mit seinem Sessel auf

der Achterbahn, hielt es aber für besser, diesen Umstand zu verheimlichen. Aus dem Lautsprecher erklang: „I had a dream“. Nach dem vierten Joint setzten sie die Rosengebinde auf und sprangen über den Zaun, weil sie Nachbars Tochter gerne ins Kamasutra einführen wollten. Obwohl sie davon keine Ahnung hatten, konnten sie es sich gut vorstellen. Der Lautsprecher zwitscherte „Somebody to love“, und Meier machte sich siegessicher schon mal nackig. Da Papa Wegmeier der Aufwartung wenig Verständnis entgegenbrachte, bewaffneten sich Fred und Meier mit Zaunbrettern. Papa Wegmeier bewaffnete sich mit der Grillzange. Mama Wegmeier rief die Polizei und ging mit Bierflaschen zum Angriff über. Alle schlugen wild zu. Glühende Kohle stob auf, regnete herab, landete schmorend auf Meiers nacktem Körper. Das Kamasutra musste verschoben werden. Als Oberkommissar Röhl eintraf, und Papa Wegmeier nach einer Mistgabel griff, schleifte Fred Meier zurück auf seinen Klappstuhl. Röhl rannte hinterher, weil er Meier wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses und Exhibitionismus verhaften wollte. Meier verkannte ihn als den Guru einer langen Suche und klopfte ihm freundlich sein Rosengebinde mit einem Zaunbrett auf die Stirn, worauf dieser besinnungslos zusammenbrach.

Das war ein weiterer Joint wert. Auf die Frage „Und – merkst du was?“, dachte Meier scharf darüber nach, ob er die Schmerzen erwähnen sollte, die die roten Blasen an seinem Körper verursachten, jedoch führte er die Auswüchse auf eine Plüschallergie durch den verdammten Sessel zurück und entschied sich für ein klares „hgmm“.

Aus dem Lautsprecher schepperte „Freedom“.

*Monika Enders trinkt Veltins*

## Hippier Days, oder: Mein Kind, wir waren Kinder

von Susanne Mathies

Wir sassen auf dem  
Pflaster  
einfach so  
diskutierten freie Liebe  
der Joint ging rum  
lachten über unsere Mütter  
die Mentholzigaretten pafften

Heute sitzen auf dem  
Pflaster  
bloss noch Penner  
Zürich ist Puffmutter  
Kiffen wird freigestellt  
im Untergrund nur unsere Mütter:  
Mentholzigaretten sind illegal

*Susanne Mathies trinkt „Old Speckled Hen“*



Gönnerhumpen

## Der Flüchtende

von Safak Saricicek

Ich sitze in der letzten Vorlesung des Tages, und mein Kopf droht zu zerplatzen. Seit zwei Stunden verweile ich schon auf der fast hintersten Reihe. Die einschläfernde Stimme des vor sich hinsäuselnden, hin und wieder lauter werdenden Professors, dringt manchmal bis zu mir vor. Der Hörsaal ist spärlich mit Studenten gefüllt, vereinzelt findet sich ein älterer Herr, der ab und dann einnickt, um gehörig zu schnarchen.

Solche ältere Herren, oder ältere Damen, werden Sie immer wieder in einem Hörsaal finden. Geradezu rebellisch nehmen sie im Raum Platz. Mit ungebrochenem Arbeitseifer notieren sie etwas auf ihren reinlich gehaltenen Schreibblöcken. Diese Hingabe wird alsbald von den kurzzeitigen Schnarchern unterbrochen, welche dem müssigen Vortrag des Dozenten Beifall pflichten.

Wieso sind diese Damen und Herren so bestimmt in dem, was sie tun? Sind es Väter, die von ihren nunmehr erwachsenen Kindern vergessen worden sind? Sind es Insassen von Pflegeheimen, die, ihrer Altershaft entflohen, ihre Jugend suchen? Aus meinen Gedanken werde ich durch eine sehr laut klingende Stimme gerissen. Der vor mir stehende Professor schaut mich ermutigend an und wiederholt das Gesagte. Aus seiner Mimik entnehme ich, dass er mir eine Frage gestellt hat. Seine Augen haben etwas Flehendes, als suche er in meiner Antwort eine Bestätigung für seine ganze Dozententätigkeit. Vielleicht etwas unwirsch antworte ich „Ich weiss es nicht“. Er zuckt etwas zusammen, woraufhin ich ihm aus Freundlichkeit zulächle, was er aber als herablassend zu beurteilen scheint. Daraufhin schwankt er zum Dozentenpult zurück und fährt in auf- und absteigender Lautstärke fort, vor sich hin zu nuscheln. Da die Schwere in meinem Kopf zunimmt,



ziehe ich meine dicke blaue Jacke über und packe meine Sachen zusammen. Ich verlasse den Hörsaal durch eine der hinteren Türen, von wo aus ich noch einen letzten auf mich gerichteten Blick des Dozenten erhasche, bevor ich die steinernen Stufen zum Ausgang hinuntersteige.

Draussen ist es bereits vollends dunkel. Menschengruppen überfluten die bepflasterten Strassen der Altstadt. Jugendliche mit Wodka und Orangensaftflaschen in der Hand, angeheiterte Studenten, fremde Sprachen, angenehm matte Lichter der Strassenlampen und eine leichte Sommerbrise holen mich ein, stürzen mir entgegen und begleiten mich. Ein Strassenmusikant spielt auf seiner Ziehharmonika. Die Musik ist vertraut, einladend und zugleich unheimlich erhaben. In mir schwillt es an vor Freude, und ich atme die frische Luft ein, in der ein Hauch gebratener Maronen liegt. Vergessen ist die Ödnis des Hörsaals, denn ich bin weit weg. Ich habe Lust, eine schöne Frau zu küssen, oder mit Roma-Musikanten zu tanzen. Alles ist vollkommen, und Wogen der Freude erfüllen mich so sehr, dass ich erschauere. Schnell verschlinge ich einen gut belegten Sandwich, den ich in einem Schnellimbiss bestelle. Das Ganze spüle ich mit einem Becher Mineralwasser herunter. Ungebremst führe ich meinen Weg fort. Alles in mir schreit danach zu tanzen, mich zu bewegen, zu jubilieren. In meiner Wohnung angekommen – es ist bereits Viertel nach

Zehn – ziehe ich mir einen schwarzen Blazer und leichtere Schuhe an. Währenddessen läuft mein Radio. Mich zu der Musik bewegend, die komischsten Bewegungen vollziehend, putze ich meine Zähne.

Zehn Minuten später rase ich mit meinem Fahrrad eine Strasse hinunter. Ein leichter Nieselregen benetzt mein Gesicht. Der Himmel ist ausnahmsweise mal so klar, dass ich den grossen Wagen erkennen kann. Ich parke mein schon stark der Korrosion ausgesetztes Fahrrad vor einem Klub, aus dem ein dumpfes rhythmisches Pochen ertönt. Kaum dass ich die Halle des Klubs betreten habe, schwinge ich bereits entzückt hin und her. Mit meinem Kopf wippe ich passend zu dem immer schneller werdenden Takt. Die Lichter, der intensive Zigarettenrauch, der betäubende Rhythmus, menschliche Fratzen drehen sich im Kreise, sind schon kaum mehr zu unterscheiden. Schon halte ich eine kurvige, brünette Frau an den Hüften. Wenige Minuten später schmecke ich die feuchte Wärme ihres Mundes. Sie hält mich eng umpresst und fordert mich auf, sie nicht zu verlassen. Lachend schaue ich sie an und murmle ihr etwas Liebevolleres zu. Es ist fünf Uhr morgens. Ein leichter Nieselregen benetzt mein Gesicht, während ich heimwärts radele. Lauthals singe ich „Mr. Tambourine Man“. Dabei strecke ich meine Arme aus und gebe mich ganz dem Moment hin. Alles ist vollkommen. Etwas weiter läuft einsam ein Mann in einer Lederjacke und mit den Haaren eines Hippies. Er dreht sich langsam um und singt mit: „Hey, Mr. Tambourine Man! I'm not sleepy and there is no place I'm going to!“ Dabei brechen wir in ein herzhaftes Gelächter aus. Alles ist vollkommen. Es ist halb sechs Uhr.

*Safak Saricicek trinkt Efes Pilsen*

## make love – not war

von Eva-Maria Teufel

Bethel, 1969:

„Left a good job in the city. Workin‘ for the man ev‘ry night and day.“ Verzerrt nehme ich die Stimme von John Fogerty wahr. Die Musik dröhnt laut aus den Lautsprechern. „And I never lost one minute of sleepin‘. Worryin‘ ‘bout the way things might have been.“

Die Luft ist mit dem Schweißgeruch der tanzenden Menschen geschwängert. Starker Regen prasselt auf die erhitzten Gestalten. Nicht einmal der Sturm kann den beissenden Gestank von Urin und Ausdünstung wegwaschen. Niemand stört sich daran. Die Sorglosigkeit ist den Feiernden ins Gesicht geschrieben. Unbeschwert geniessen sie die Rebellion gegen den Leistungsdruck der biedereren Gesellschaft. Unzählige Arme sind gen Himmel gestreckt. Dicke drahtige Achselhaare züngeln wie die Schlangen der Medusa in die Lüfte. Der dunkle Schlamm fühlt sich wie Watte unter meinen Fusssohlen an. Die übriggebliebenen Grashalme, die dem Moder trotzen, kitzeln zwischen meinen Zehen.

„Big wheel keep on turnin‘. Proud Mary keep on burnin‘.“ Ich springe in die Luft. Ein junger Mann mit Schnurrbart und Lockenfrisur reisst mich in seine drahtigen Arme. Einen feuchten Zungenkuss später ist er verschwunden und verteilt seine DNA weiter an andere Pazifistinnen. Aber der Geschmack bleibt. Billiger Fusel, Hamburger und Freiheit.

„Rollin‘ ... rollin‘ ... rollin‘ on the river.“ Meine Hüfte kreist im Takt. Das bunte Kleid klebt wie eine zweite Haut an meinem Körper und lässt keinen Platz für Spekulationen. Der flache Po passt nicht zu den grapefruitgrossen Brüsten. Kein rüschenverzierter, biederer Büstenhalter zwingt das Fleisch in Form. Wie schwere Pendel schwingen sie im Takt. Ich lasse mich treiben. „Cleaned a lot of plates in Memphis.

Pumped a lot of pain down in New Orleans.“

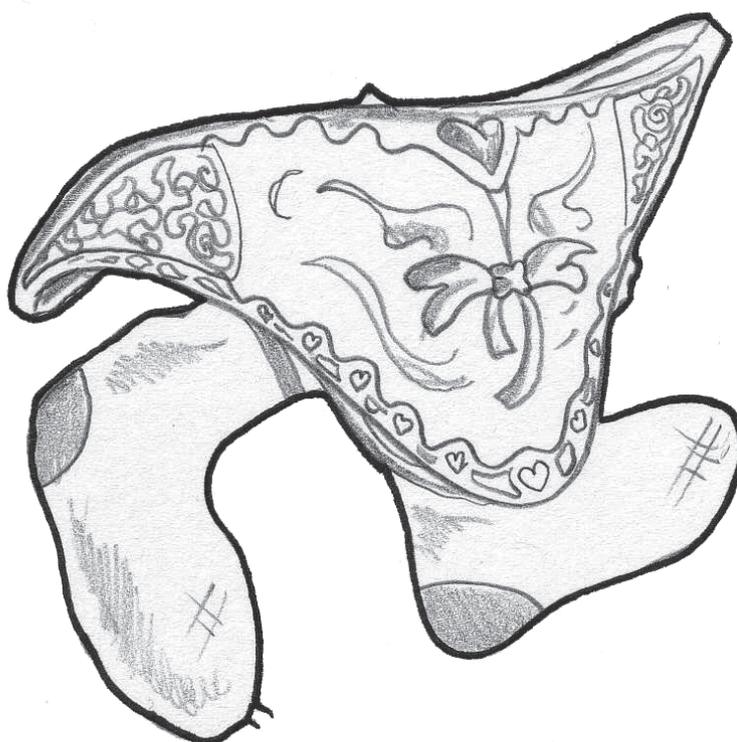
Der süssliche Duft von jamaikanischer Wolle liegt in der Luft. Dicke Rauchschwaden rebellieren gegen den feuchten Niederschlag. Eine nackte Frau schmeisst mir einen Kuss zu und bläst mir den Qualm ins Gesicht. Ich inhaliere den Dunst und schliesse die Augen.

„But I never saw the good side of the city, ‘til I hitched a ride on a riverboat queen.“

Ich spüre Lippen in meinem Nacken. Störrische Barthaare kratzen an meiner Haut. Ein feuchter Oberkörper schmiegt sich an mich. Ich wiege im Takt der Musik. Meine feuchten Locken kleben mir im Gesicht und nur das gelbe, mit Dreck besudelte Bandana

verhindert, dass sie mir ganz die Sicht nehmen. „Big wheel keep on turnin‘, Proud Mary keep on burnin‘“ Eine Flasche mit Hochprozentigem drückt an meine Lippen. Der Selbstgebrannte brennt wie Feuer in meinem Rachen. Trotzdem zwingt ich einen zweiten Schluck meine Speiseröhre hinab. Eine junge Frau, mit nichts als einem Höschchen bekleidet, nimmt mich am Arm und zieht mich ins feuchte Gras. Ihr fester Bauch ist mit einem tätowierten Schriftzug verziert. „make love – not war“. Ich werte es als Aufforderung. Bevor sie mich küsst, nehme ich das letzte Mal die rauchige Stimme des Bandleaders wahr. „Rollin‘ ... rollin‘ ... rollin‘ on the river.“

*Eva-Maria Teufel trinkt Eichhofener Helles*



## Im Bärenfell

von Birgit Monreal

Alles hat gut geklappt. Eine freundliche Verkäuferin hatte ihr geholfen, und Ulrike geht nun erleichtert zurück zum Ausgang. Sie ist zum ersten Mal alleine in dem neuen Kaufhaus, um eine Besorgung zu erledigen, die ihr die Mutter morgens, noch vor der Schule, aufgetragen hatte.

Leise singt sie eine Zeile aus einem Lied vor sich hin, das sie schon öfter im Radio gehört hat. „JussäiJes, aissäiNo, jussäiStop änaissäiGo...“ Was ihr Vater nur immer gegen diese Lieder hatte, fragt sich Ulrike. Das war doch schöne Musik! Das einzige was sie daran störte war, dass sie nicht verstehen konnte, was diese „Bietels“ da eigentlich sangen. „Bietels“ – auch so ein komisches Wort, das sie nicht kannte. „Was bedeutet das?“, hatte sie den Vater gefragt, der immer alles wusste. Doch der hatte nur geschimpft: „Langhaarig und arbeitsscheu – bleib mir bloss weg mit diesen Hippies!“ So war sie wenig klüger als zuvor, denn dass so ein Hippie nichts Gutes sein konnte, ahnte sie schon länger. Doch warum in dem Fall auch langhaarig schlecht war? Weder sie noch ihre Schwester durften ihre Zöpfe abschneiden, weil der Vater es nicht erlaubte. Die Oma hatte geantwortet: „Langhaarig, filzköpfig und zu nichts nütze.“ Dabei hatte sie sich mehrfach bekreuzigt und wie gewohnt gebrabbel: „Neun Jahre alt und schon solche Fragen! Was soll das werden?“

Die interessanten Sachen werden einem nie erklärt, denkt Ulrike und achtet darauf, sich nicht auf einen der Schlitz zwischen die einzelnen Stufen der Rolltreppe zu stellen. Vielleicht ging es um gefährliche Landstreicher? Diebe? Oder noch schlimmer, so richtige Sünder, solche, die gleich in die Hölle kamen? Ein paar Stufen weiter unten erkennt sie ihre neue Lehrerin. Die, wie sonst auch, ihre dunkelrote, etwas abgeschabte Lederjacke und eine buntgemusterte



Schlaghose trägt. Die Haare von Fräulein van Hoff sind kurz. So kurz, wie es Ulrike vorher noch bei keiner anderen Frau gesehen hat. Die Lehrerin steht seitlich auf einer der breiten Stufen und sieht zu einer Frau auf, die, mit einem braunen Pelzmantel bekleidet, neben ihr steht. Die sieht aus wie ein Bär, denkt Ulrike, und nimmt erst auf den zweiten Blick deren glänzendes, weich über den Rücken fallendes, braunes Haar wahr. Ob ihr Gesicht auch so schön ist, kann sie nicht herausfinden, denn die Frau schaut nur geradeaus.

Ulrike weiss nicht, ob ihre Lehrerin sie gesehen hat. Das macht sie nervös, denn sie weiss, dass sie als die Jüngere die Ältere zuerst grüssen muss. In dem Moment dreht die Lehrerin sich ebenfalls nach vorne. Hat sie mich nicht gesehen oder ist das ein Test, denkt Ulrike. Eine schlechte Betragensnote will ich nicht riskieren. Am besten sehe ich gar nicht mehr woanders hin, damit ich sofort „Guten Tag!“ sagen kann, wenn sie doch noch in meine Richtung schaut. Gebannt hält sie ihren Blick auf den schmalen, sehnigen Nacken der Lehrerin gerichtet. Sie sieht, wie Fräulein van Hoff ihre Hand vorsichtig unter die Haarpracht der anderen schiebt

und sie auf deren Taille liegen lässt. Dann legt die Langhaarige ihrer Lehrerin einen Arm um die Schultern. Dass erwachsene Frauen so etwas taten, wie sie es mit ihrer Schwester an den eher seltenen guten Tagen manchmal machte, war ihr neu. Doch es gefällt mir, dass diese zwei, die bestimmt noch viel verschiedener sind als Kerstin und ich, sich so gut verstehen, denkt Ulrike.

Die Frauen erreichen die untere Etage, ohne dass eine von beiden zurückgeschaut hätte. Da hat sie mich wohl wirklich nicht gesehen, denkt Ulrike und atmet aus. Die beiden wenden sich nach rechts, und Ulrike erhascht einen kurzen Blick auf das Gesicht der Langhaarigen. Ihr bleibt die Luft weg. Die Freundin von Fräulein van Hoff hat einen Vollbart! Wie der Alm-Öhi in meinem Heidi-Buch – nur in Braun! Das war ja ein Mann! Mit so langen Haaren? Wie aufregend, das war bestimmt einer von diesen Hippies! Oder sollte sie sich jetzt besser, wie die Oma, bekreuzigen? Und dann fiel ihr ein, woran dieser Anblick sie erinnerte: an den Heiland!

*Birgit Monreal trinkt Berliner Kindl*

Die letzte Runde bezahlt Schmuddel Schmidli

**Schmidli ist kein Hippie mehr.  
„Hippies? So ein Pack!“  
Schmidli kauft sich einen Jutensack.  
Und nennt sich selber Hipstehr.**

Vorschau

**„Todsünde“** heisst das Thema der nächsten Ausgabe der BIERGLASLYRIK. Schicke deinen Text bis 30. September 2014 an: [redaktion@bierglaslyrik.ch](mailto:redaktion@bierglaslyrik.ch).

Ob Kurzgeschichte, Gedicht, Erörterung, Wortdefinition, ... alle Textsorten sind erwünscht. Thematisch oder sprachlich muss dein Text im weitesten Sinn das Thema „Todsünde“ streifen.

Bedingungen zur Form deines Textes findest du unter: [www.bierglaslyrik.ch](http://www.bierglaslyrik.ch). Eine Auswahl der eingesandten Texte erscheint in der nächsten Ausgabe.

**klein.**



**aber flexibel.  
GOTTARDi PRINT**

Telefon 031 991 75 76 – E-Mail: [info@gottardiprint.ch](mailto:info@gottardiprint.ch)

Impressum

**Herausgeber & Redaktion:**

Michael Bucher  
Oliver Käsermann  
Reto Boschung

**Illustrationen:** Raphael Santschi

**Korrektorat:**

Peter Käsermann  
Sonja Koller

**Administration:** Marlène Käsermann

**Büro Biel:** Franziska Berger

**Büro Zürich:** Peter Frech

**Bierrat:** Vakant bzw. rekonvaleszent

**Kontakt:**

BIERGLASLYRIK  
Hubelmattstrasse 42A  
3007 Bern (Schweiz)  
[redaktion@bierglaslyrik.ch](mailto:redaktion@bierglaslyrik.ch)

**Internet:** [www.bierglaslyrik.ch](http://www.bierglaslyrik.ch)

**Abonnemente:** Kostenlos oder als Abo auf [www.bierglaslyrik.ch](http://www.bierglaslyrik.ch)

**Auflage:** 150 Druckexemplare sowie freier Download

**Druck:**

Gottardi Print  
Bernstrasse 45  
Postfach 585  
3018 Bern